

Am Tagesanfang ein Wort

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1992)**

Heft 3

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

deutschschweizerischen Dialekte zu geben. Sie bewundert vor allem unsere sprachliche Eigenständigkeit in Anbetracht der kulturellen und politisch-geographischen Übermacht des Hochdeutschen. – Um so erstaunter war ich, als sie bekannte, nicht ein einziges Werk der berndeutschen Literatur zu kennen. Und weil in ihren Augen dem Berndeutschen eine Literatur fehle, habe sie auch Mühe, das Berndeutsche als ei-

gentliche Sprache anzuerkennen. Ohne Literatur keine Sprache – das ist vielleicht nicht untypisch für die Haltung der welschen Intellektuellen unseren Dialekten gegenüber.

Als ich meine Enttäuschung nicht verbergen konnte, meinte Frau Walliser, da sehe man, wie ein Deutschbieler empfindlich reagiere, wenn er sich selbst in der Minderheit fühle! Wir lachten beide.

Dem Verein Schweizerdeutsch stellt sich hier eine grosse Aufgabe: Wir müssen unsern compatriotes Gelegenheit geben, unsere Literatur und damit eine über das Folkloristische hinausgehende Sprache kennenzulernen. An gültigen Werken fehlt es wahrlich nicht!

Werner Marti

¹ Müller Christoph: Zweisprachigkeit in Bienne-Biel, Zürich, 1987.

Deutsch & Welsch¹

Unter diesem Titel hat *Marcel Schwander* ein Buch herausgegeben, das das vielbeklagte Verhältnis zwischen der alemannischen und der romanischen Schweiz mit einer Reihe von Darstellungen angeht.

Die folgenden biographischen Hinweise sind im Hinblick auf seine Stellung im Verhältnis Deutsch–Welsch von Bedeutung; denn hier spricht und schreibt einer, der in beiden Kulturen beheimatet ist und dem es ein echtes Anliegen ist, dass man sich über die Saane hinweg versteht.

Schwanders Vater sprach ursprünglich Französisch, die Mutter Berndeutsch, und während seiner frühen Kindheit wohnte die Familie in Netstal GL; später kehrte sie ins Bernbiet zurück.

Er besuchte das Lehrerseminar, studierte an den Universitäten Bern und Paris und unterrichtete zunächst als Sekundarlehrer in Biel, bevor er sich ganz dem Journalismus, der Schriftstellerei und der Übersetzertätigkeit widmete. Seit 1968 lebt er als Welschschweizer-Korrespondent des «Tagesanzeigers» in Lausanne.

Marcel Schwanders Buch will vor allem Verständnis für die Lebensweise und das Selbstwertgefühl der Romands wecken.

Dort, wo dieses in Frage gestellt ist, entstehen Spannungen. Der grundsätzlich positiven Einstellung zur eigenen Sprache und Kultur widerspricht das Bewusstsein einer gewissen wirtschaftlichen Inferiorität der Deutschschweiz gegenüber. Der Verfasser glaubt nicht, dass die Mundarten der deutschen Schweiz eine entschiedene Barriere zur eidgenössischen Verständigung und Zusammenarbeit bilden – wenn er es auch als selbstverständlich erachtet, dass von uns die Standardsprache gebraucht wird, sofern der Welsche die Mundart nicht versteht. Andererseits beklagt er die mangelnden Französischkenntnisse vor allem der Deutschschweizer östlich der Reuss. Aber er hält es auch für dringlich, dass die Romands sich dem Schweizerdeutsch (in seinen verschiedenen Ausprägungen) nicht verschliessen, sondern im Gegenteil einen Zugang zu ihm suchen. Ein gewisser Verzicht auf dialektologischen Purismus wäre dabei nötig, ebenso das Fehlermachen. Nur dadurch werde man auf natürliche Weise mit einer Sprache vertraut. Der Schule und der Erwachsenenbildung erwachse hier eine wichtige Aufgabe. – Er verschweigt allerdings den Widerstand eines Grossteils der welschen Lehrerschaft gegen ein solches Ansinnen nicht. Aber viele Deutsch-

schweizer Lehrer werden auch nicht müde, Argumente gegen eine frühere Einführung des Französischunterrichts und eine stärkere Stundendotierung aufzulisten!

Beim Lesen dieser facettenreichen Sammlung von Essays und Darstellungen – es bereitet durchwegs grosses Vergnügen – wird uns bewusst, wie komplex die ganze Problematik des gegenseitigen Verstehens ist und wie auch immer wieder die Geschichte hineinspielt. Eine gewisse Behutsamkeit im Umgang mit den Romands wäre eine unabdingbare Voraussetzung – und an einer solchen mangelt es uns Deutschschweizern leider oft.

w.m.

¹ Schwander, Marcel: Deutsch & Welsch. Ein Brückenschlag. Zytglogge Bern/Bonn/Wien, 1991.

Am Tagesanfang ein Wort

Die leidige Frage um die Gültigkeit von Mundart und Schriftsprache findet in einem Sammelband von Betrachtungen von Maja Beutler¹ eine Antwort. Ohne mich in tiefsinnig faustische Gedanken zu verstricken, scheint mir doch bei Maja Beutler nicht die sprachliche Gestalt und die hinter ihr stehende Welt im Vor-

dergrund zu stehen wie etwa bei Ernst Burren oder Julian Dillier, sondern der Tatbestand oder der Gedanke an sich. (Übrigens hat ja auch Klaus Schädelin schon eine zweisprachige Ausgabe seiner Morgenbetrachtungen herausgegeben; aber bei ihm verliert – meinem Empfinden nach – die schriftdeutsche Fassung an sprachlicher Kraft.)

Aus dem Alltag einer Familienmutter und schriftstellerisch tätigen Frau schöpft sie ihre Themen. Dort wie hier begegnet sie den Problemen der Welt, und sie stellt sich ihnen in einer undoktrinären, spontanen, aber aus Erfahrung und Reflexion genährten Art geschick, mutig und ermutigend, weil glaubwürdig. Entsprechend weit gespannt ist der Bogen ihrer Betrachtungen: Kindheitserlebnisse, Frauenanliegen, Patriotismus, Eltern–Kind-Beziehung, politisches Verhalten im Alltag, Zivilcourage, Ehe, Karriere, Hunger und Verfolgung in der Welt...

Maja Beutler schreibt ein unverkrampftes und unverschnörkeltes Berndeutsch, frei von billigem Jargon, aber mit der Tageswirklichkeit und Alltagssprache eng verbunden. Sie scheut sich auch nicht vor Entlehnungen aus der Standardsprache, wo diese zum Allgemeingut geworden sind. Entsprechend natürlich sind die von ihr selbst stammenden schriftdeutschen Übertragungen. *E Mueter het ere Bekannte verzellt, ihre Suhñ heig Päch gha. Eso ne Pflaatsch vo Frou heig dä verwütscht – blyb ligen im Näscht un är dörf ere de ds Ggaffee mache. Janu, derfür heig d Tochter ömu Glück gha. Der Schwigersuhn trag sen uf Händen u bringere ds Zmorgen a ds Bett.*

Eine Mutter hat ihrer Bekannten erzählt, ihr Sohn habe Pech: Eine Emanze, diese Frau – liege am Morgen im Nest, und er müsse Kaffee kochen. Dafür habe die

Tochter das grosse Los gezogen. Der Schwiegersohn trage sie auf Händen und bringe ihr das Frühstück ans Bett.

Wie mir Nichtberner versichert haben, lesen auch sie dank der an die bernische Tradition anknüpfenden und das gewohnte schriftdeutsche Schriftbild schonenden Schreibung mehr und mehr die mundartliche Fassung und werfen nur hie und da einen Blick auf den standardsprachlichen Text.

w.m.

¹ Beutler, Maja: Beiderlei. Texte zum neuen Tag. Bärndütsch und Deutsch. Nagel & Kimche, Zürich/Frauenfeld, 21991.

3 mal 2

Das schweizerdeutsche Wort für die Zahl 2 kommt in drei verschiedenen Formen vor: *zwee*, *zwoo*, *zwäi/zwöi*. Die Unterscheidung von *zwäi* und *zwöi* ist nur lautgeographisch, im Osten heisst es *zwäi Mäitli* und im Westen *zwöi Meitschi*. Davon ist jetzt nicht die Rede, sondern es geht um die Unterscheidung nach dem grammatischen Geschlecht. *Zwee* steht vor männlichen Wörtern, *zwoo* vor weiblichen und *zwäi* oder *zwöi* vor sächlichen. Die Unterscheidung wird heute nicht mehr konsequent durchgehalten, und darum führt sie auch zu Auseinandersetzungen zwischen mundartbewussten und weniger aufmerksamen Sprechern. Aus diesem Grund stelle ich das Thema in den sprachgeschichtlichen Zusammenhang. Um der Kürze willen lasse ich die Zahl 3 beiseite; bei *drei* und *driü* geht es um die gleiche Sache.

Die Unterscheidung der Geschlechter bei 2 ist ein Erbstück aus der prähistorischen indogermanischen Zeit. Die meisten Sprachen dieser Familie vereinfachten das System schon früh, indem sie für Maskulinum und Femininum oder aber für Masku-

linum und Neutrum nur *eine* Form einführten, so das Lateinische mit *duo/duae*, das Russische mit *dwa/dwe*, das sonst so altertümliche Litauische mit *du/dvi*, und schon das Altgriechische besass sogar nur noch eine Form *dyo*.

Der germanische Zweig des Indogermanischen dagegen hielt sehr lange an der Trennung der drei Geschlechter fest. Das Gotische unterschied *twai/twôs/twa*, das Altenglische *twegen/twâ/tû* und das Althochdeutsche *zwêne/zwô/zwei*. Dieses hielt sich bis ins Frühneuhochdeutsche, also bis ins 17. Jahrhundert. Fast alle germanischen Sprachen haben die Geschlechterunterscheidung fallen gelassen: Englisch heisst es *two*, holländisch *twee*, luxemburgisch *zwee*, schwedisch *två*, und deutsch *zwei*.

Nur das heutige Isländisch unterscheidet noch sorgfältig zwischen *tveir/tvaer/tvö*, und eben das Schweizerdeutsche, nur dass hier die Sache wackelt. Wir haben es also mit einem Relikt aus alten Zeiten zu tun, das wir eigentlich pflegen und hochachten sollen, wie man es mit andern Überlieferungen tut. Wer heute die drei Formen auseinanderhält, erweist sich als ein bewusster Sprachpfleger, und wer die richtigen Formen zu verwenden weiss, ohne dass er vor jeder Zweierzahl seinen Redefluss unterbrechen muss, um zu überlegen, welches das Genus des folgenden Substantivs sei, darf sogar stolz darauf sein.

Trotzdem hat unser Mundartpfleger nicht das Recht, über jene, die diesem Anspruch nicht gerecht werden, den Stab zu brechen. Vereinfachung liegt eben in der Tendenz der Sprachentwicklung, und gerade das Schweizerdeutsche vertritt gegenüber der deutschen Schriftsprache einen progressiven Sprachtypus. Wir haben das Imperfekt und den Akkusativ fallen lassen, und der Über-